

■ Bei Flüchtlingen gilt eine gewisse Asymmetrie des Bösen: wir nehmen negative Ereignisse wesentlich stärker wahr, als positive.

von denen es auf der Welt immer genug geben wird, ihnen als Argument á la „wir haben es Euch ja gesagt“ dienen wird. Dieser Argumentationsstil gibt ihnen dann eine vermeintliche Legitimität und viele Menschen sind davon tatsächlich fasziniert.

Das, was in Köln und in anderen Ländern zu Silvester passiert ist, ist kriminell und unverzeihlich, und jeder Mensch soll und muss nach seinen Taten zur Verantwortung gezogen werden – keinesfalls jedoch wegen seiner Hautfarbe, seinem Religionsbekenntnis oder dem Land, aus dem er stammt. Auf der anderen Seite wird es immer genug Menschen geben, die „dagegen“ sind. Was auch immer ein ehemaliger Flüchtling Böses tun wird, – es wird als Argument gegen Flüchtlinge dienen. Was muss passieren, damit wir sagen können „Das ist gut, dass wir zu den Flüchtlingen freundlich waren“? Hier gilt also eine gewisse Asymmetrie des Bösen – wir nehmen negative Ereignisse wesentlich stärker wahr,

als positive. Ich wiederhole nochmals, dass das Benehmen der Angreifer zu Silvester unentschuldig war. Dennoch war das, was schauderhaft war, die Tatsache, dass es auf einem Platz im Stadtzentrum passiert ist. Der Platz war nicht leer, er war voll. Obwohl es viele von den Angreifern gab, waren sie auf dem Platz nur eine Minderheit. Wir werden in der Zukunft eben keine fiktiven Helden aus Comics und Filmen brauchen, sondern die wirklichen, die eingreifen und Gewalt verhindern. Unabhängig davon ob der Angreifer ein Tscheche, Christ, Chinese oder Ausländer ist.

Europa war noch vor nicht allzu langer Zeit ein aggressiver Kontinent – und es fehlte wenig und wir wären entweder unter dem Taktstock des Nationalsozialismus oder des Kommunismus geendet. Also einer Minderheit, die die Mehrheit überrollt. Auch jetzt wird uns dasselbe helfen – der Heldenmut einer Mehrheit, die nicht einfach zusehen, sondern die Gewalt aufhalten wird. Eben ganz normale Helden. ■

Elastizität und Festigkeit

Bundespräsident Heinz Fischer

■ PETER PAUL KASPAR



Peter Paul Kaspar, war Akademiker- und Künstlerseelsorger in Linz, Musiker und Buchautor, lehrte an der Anton Bruckner Universität Linz.

Am Ende der Amtszeit eines Bundespräsidenten, der sich – obwohl einer Partei zugehörig – über Parteilichkeit und Weltanschauungen hinweg für Verfassungstreue, aber auch für grenzüberschreitende Menschlichkeit und Hilfsbereitschaft einsetzt, verbindet sich der Rückblick mit dem Blick nach vorne: Vor der Wahl des Nachfolgers sollte deutlich gesagt werden, wie sehr sich dieses Amt im Laufe der Jahre zu seinem Vorteil und zum Wohl der Republik gewandelt hat. Das geschah nicht durch neue Gesetze, sondern durch die jeweilige und auch sehr verschiedene Amtsführung ihrer Amtsträger – zuletzt Heinz Fischer: 1938 geboren, 1971 Mitglied des Nationalrates, 1978 Habilitation als Politikwissenschaftler, 1983 Bundesminister für Wissenschaft und Forschung,

1990 Präsident des Nationalrates, 2004 Bundespräsident.

Wer noch in der Zeit der „gottlosen Roten“ und der „kirchentreuen Schwarzen“ aufgewachsen ist, erinnert sich rückblickend an die Feindseligkeit, mit der die großen weltanschaulichen Blöcke einander gegenüberstanden. Durch gemeinsame KZ-Erfahrungen wenigstens toleranter geworden, versuchten sie in den Nachkriegskoalitionen, bei aller Kooperation ängstlich die Grenzen abzustecken. Grenzgänger waren vorerst dubios: katholische Sozialdemokraten oder Linkskatholiken der verschiedenen Schattierungen galten als verdächtig. Das allzu grob vereinfachte Weltbild vordemokratischer Zeit wirkte auch darin nach, dass man den Roten unterstellte, die Volksdemokratien des Ostblocks, und den Schwarzen,

den Ständestaat wiederherstellen zu wollen. (Ich erlebte als Student noch einen hohen ÖVP-Funktionär, der ernsthaft befürchtete, Österreich werde sich im Fall eines sozialistischen Wahlsiegs dem Ostblock anschließen.) Kreisky widerlegte das 1970 mit den bekannten Folgen: Seine Einladung an bisherige politische Gegner, „ein Stück Weges gemeinsam zu gehen“ markierte eine Wende in der Nachkriegsgeschichte Österreichs. Eine weitere Wende war die Wahl des praktizierenden Katholiken Rudolf Kirchschläger 1974 zum Bundespräsidenten – als Kandidat auch der Sozialdemokraten. Dass sich Kreisky in diesen Jahren wiederholt als Agnostiker bekannte, der den Religionen und den Religiösen gegenüber tolerant und wohlwollend eingestellt war, veränderte langsam die Gesinnungsfront unter nachdenklichen Zeitgenossen.

Der Unterschied zwischen einem Atheisten und einem Agnostiker ist wahrscheinlich noch heute vielen Mitbürgern unbekannt – und interessiert wohl auch wenig. Doch sind wenigstens im intellektuellen Diskurs die erstarrten und überholten Fronten im Schwinden begriffen. Vor allem gab es seither in der Geschichte der Zweiten Republik zwei Bundespräsidenten, die eine differenzierte Sicht auf Religion und Weltanschauung geradezu ereignishaft vorführten. Beide mit zwei vollauseschöpferten Amtszeiten: Rudolf Kirchschläger (1974–86) und Heinz Fischer (2004–16). Der dazwischen ebenso lange amtierende (1992–2004) und nur kurz vor dem Ende der zweiten Amtszeit verstorbene Thomas Klestil mag bei all seinen Verdiensten auch als Beispiel einer mit dissonanten privaten und politischen Ereignissen durchsetzten Amtszeit gelten. Der schärfste Gegensatz

zeigt sich jedoch im Amt des wegen seiner Zeit in der Deutschen Wehrmacht umstrittenen Kurt Waldheim (1986–92). Er war praktizierender Katholik und wurde wegen seiner Rolle in der Deutschen Wehrmacht zu Unrecht und grob vereinfachend als Kriegsverbrecher denunziert. Da in der Politik, wie auch in der Weltgeschichte, neben den Fakten auch die Wirkungsgeschichte



zählt, stehen nun zwei Bundespräsidenten als signifikante und allgemein hochgeschätzte Persönlichkeiten positiv hervor, die sowohl das Amt, als auch die Republik nachhaltig prägten – vor allem im Überbrücken historischer Gegensätze, die bisher Österreichs Geschichte schwer belasteten.

■ Nicht nur im Wohlfühlbereich karitativer Events, sondern auch im dissonanten Feld der tagespolitischen Polemik meldet er sich präzise und mutig zu Wort.

In die Kulturgeschichte Österreichs mögen sie vielleicht sogar als Brückenbauer eingehen, weil

sie in ihrer Persönlichkeit Einstellungen und Gesinnungen vereinbarten, die lange als unvereinbar galten und zu höchsten Kontroversen und Konflikten führten: Die Unversöhnlichkeit zwischen links und rechts, ebenso der Gegensatz zwischen gläubig und ungläubig kann seither in der früher schroffen Unversöhnlichkeit als überwunden gelten. Dass das nicht im abgehobenen Diskurs der Intellektuellen verborgen blieb, sondern in der Alltäglichkeit der gemeinsamen Wahrnehmung, in politischen und kulturellen Ereignissen „veröffentlicht“ wurde, dazu haben diese beiden Persönlichkeiten im höchsten Amt der Republik wesentlich beigetragen. Es ist also nicht zu unterschätzen, wenn hohe Repräsentanten der Republik – auch, oder gerade wenn sie sich wie Heinz Fischer als Agnostiker bekennen – an Feierlichkeiten der Kirchen und der anderen Glaubensgemeinschaften respektvoll und freundlich teilnehmen, die Leistungen der Aktivisten

■ Was man in der Politik etwas abschätzig Ideologie nennt, sind die Wurzeln, aus denen die Kraft kommt.

Julia Krahn
Ultima Cena, 2012
Analoge Fotografie,
Farbprint auf Aluminium
Eichenrahmen,
Museumsglas
142 cm x 113 cm
Courtesy die Künstlerin



jeglicher Religion oder Weltanschauung würdigen, für die Benachteiligten und Schwachen der Gesellschaft eintreten und auch zu protestieren wagen, wenn sich Gruppen und Parteien gegen Toleranz und Menschlichkeit verfehlen. Das eigentliche Markenzeichen solcher Repräsentationsämter kann darin bestehen, dass sie für Menschlichkeit, Hilfsbereitschaft und Menschenrechte eintretend, signifikant über den Parteien stehen.

Manche Ereignisse – gerade wenn sie in den Massenmedien vorgeführt wurden – haben das höchste Amt der Republik mehr geprägt, als im Verfassungstext vorgesehen war. Die alljährlich publikumswirksam gezeigten Sternsinger, sind aus der öffentlichen Wahrnehmung des Bundespräsidenten nicht mehr wegzudenken. Man merkt, dass er sich dort wohlfühlt und dass er sowohl die pädagogische als auch die politische Ambition zu schätzen weiß. Aber nicht nur im Wohlfühlbereich karitativer Events, sondern auch im dissonanten Feld der tagespolitischen Polemik meldet er sich präzise und mutig zu Wort, etwa wenn er Menschenrechte bedroht sieht. Die Zurückweisung einer öffentlichen Auszeichnung eines Parteipolitikers wegen seiner geringschätzig-gehässigen Polemik zur Ausländer- und Flüchtlingsproblematik lässt auch den Mut des gegenwärtigen Bundespräsidenten erkennen, unpopulär

zu erscheinen. Im höchsten Amt der Republik den Menschen nicht nur nach dem Mund zu reden, verdient hohe Anerkennung. So wird auch deutlich, dass man dieses verfassungsrechtlich nicht gerade übermächtige Amt durchaus mit persönlicher Verantwortung – also doch auch mit redlicher „Vollmacht“ – ausüben kann. Denn diese Vollmacht erreichen nicht nur jene, die befehlen und anordnen können, sondern auch jeder, „der zu Wort kommt“. Man kann gut verstehen, dass Populisten dieses Amt für „entbehrlich“ halten.

Wer alt genug ist, den Lebensweg und die berufliche Laufbahn Dr. Fischers vom Universitätsprofessor über Partei, Parlament bis in die Präsidentschaftskanzlei verfolgt zu haben, erkennt natürlich auch den Wandel in der Persönlichkeit: vom jugendbewegten Studenten im damals linken Konfliktfeld, über den auch taktisch vorsichtig agierenden Parlamentarier bis zur Präsidentschaft, zuerst im Hohen Haus und zuletzt in der Hofburg. Das war ein langer – auch kompromissgeprägter – Weg, der ihn jedoch letztlich nicht verbogen, sondern gestärkt hat. Vielleicht zeigt sich darin auch die scharfe Problematik politischer Systeme, die allzu Geschmeidige verbiegen – aber allzu Beharrende zerbrechen können. Vielleicht ist es gerade diese Biagsamkeit unterwegs, bei gleichzeitiger Beharrlichkeit im Ziel, die für Menschen in öffentlichen Funktionen bedeutsam ist, wenn sie zwischen allzu viel Elastizität oder sturer Grundsatztreue zu zerbrechen drohen. Vielleicht gehört es zu den Eigenschaften eines guten Politikers – ähnlich den Managern, den Lehrern, den Denkern und Schreibern, den Machern in Politik, Wissenschaft, Kunst und Kirche – dass sie wie ein Baum Elastizität und Festigkeit verbinden. Keine oder schwache Wurzeln zu haben stürzt den Baum, – nicht biegsam zu sein, knickt ihn. Was man in der Politik etwas abschätzig Ideologie nennt, sind die Wurzeln, aus denen die Kraft kommt. Was man ähnlich abwertend Taktik nennen könnte, ist die Biagsamkeit. Nicht ungefährlich – doch Beides zusammen hält lebendig und hat Bestand. ■